

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 50. Bromberg, den 3. März 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(11. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Er aber sitzt ihr gegenüber wie ein betroffener großer Junge, der plötzlich zum Bewußtsein seiner Schuld gekommen ist und, weil er ihr im Grunde seines Herzens recht geben muß, nichts mehr zu erwidern und zu entschuldigen weiß.

„Und wenn ich mich heute frage: Wie das alles geschehen konnte, wie es möglich war, daß man sich gegen die Not eines gebrochenen Mannes so ohne Liebe und Erbarmen verschließen konnte, dann gibt es für mich nur eine Antwort: Immer ist es das Geld, das die Menschen voneinander trennt."

„Das war es nun wahrhaftig nicht bei mir", wendet er jetzt zum ersten Mal mit Entschiedenheit ein.

„Dann war es bei Ihrem Vater. Und da der Sohn ihm durch sein Schweigen zustimmte, kommt es wohl auf dasselbe hinaus."

„Ich wäre mit Freuden bereit . . ."

Er spricht nicht weiter. Er merkt, daß er etwas sehr Törichtes gesagt und seine Verlegenheit erreicht ihren Höhepunkt.

„Ich danke Ihnen", erwidert sie, und eine Geringschätzung ist in ihren Worten, die ihn peinigt: „Ich habe jetzt eine größere Sorge: die Gesundheit meines Vaters."

Er will auch jetzt etwas Teilnehmendes, will auch hier seine Hilfsbereitschaft aussprechen, fürchtet aber, daß er es aufs neue vertappen wird, und verharrt in seinem Schweigen.

„Nun werden Sie verstehen, nichtwahr, Herr Vandekamp, daß wir beide uns nichts mehr zu sagen haben."

„Und ich werde Sie nicht wiedersehen? Darf nicht mehr zu Ihnen herausfahren? Darf nichts gutzumachen suchen?"

In seiner Unbeholfenheit und dem schweigend eingestandenen Bewußtsein seiner Schuld liegt etwas, dem man sich nicht entziehen kann.

Nur auf sie bleibt es ohne Eindruck.

„Ich bin die Tochter meines Vaters, dem von Ihnen Unrecht geschehen ist", sagt sie in kühler Ablehnung. „So lange er im Krankenhause liegt, gehört jede freie Stunde ihm, und ihm allein. Aber es ist spät geworden und wohl Zeit, daß Sie sich auf die Heimfahrt machen."

*

Wochen hindurch verharrte Timm in Untätigkeit und Unwillen.

Je länger er sich die Sache überlegte, um so mehr hatte die Abfertigung, die ihm im Matzkauer Schulhause zuteil geworden war, sein an eine derartige Behandlung nicht gewöhntes Gemüt auf das härteste empört. Und wenn sie tausendmal Anna Katharina hieß, schließlich war sie doch nur eine kleine Dorfschullehrerin und die Tochter eines Mannes, der vielleicht einmal zu den angesehensten Kaufleuten Danzigs gehört haben mochte, jetzt aber abgewirtschaftet hatte.

Er war aber Timm, Friedrich Vandekamps Sohn, der große Sportsmann, der Liebling der Frauen. Was hatte er es nötig, sich von einem Mädel, und wenn es noch so gut gewachsen und noch so klug war, den Kopf zurechtsetzen zu lassen! Das mochte sie mit ihren Mädeln und Jungen so halten. Er aber war kein Schuljunge mehr, der ihrer Unterweisung bedurfte.

Tüchtig hatte sie ihn abgekanzelt, das mußte man sagen. Fast mußte er lachen, wenn er daran dachte, wie er ihr wie ein begossener Pudel gegenübergestanden und kaum aufzumucken wagte, als sie die Schale ihres Zorns über sein schuldiges Haupt herniederschüttete.

Nun, das war e i n m a l geschehen, und nie wieder!

Danken sollte er ihr, daß sie ihn vor einer nie wieder gutzumachenden Dummheit bewahrt und er sich so leichten Kaufs und vor sich selbst gerechtfertigt aus der peinlichen Angelegenheit hatte zurückziehen können.

So nahm er seinen Sport in vollem Umfang und mit neu erwachter Lust auf, bevorzugte diesmal Fußball und Golfspiel, die er bis dahin wenig geübt, und in denen er sich vervollkommnen wollte, was ihm in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang.

Als die Tage aber immer länger und der Juni so heiß wurde, wie ihn die alte Stadt am Meer seit undenkbaren Zeiten nicht erlebt hatte, geschah es wiederum, daß auch das Paddelboot aus seiner Verbannung hervorgeholt und flottgemacht wurde.

Nun kam auch die fesche Locki wieder zu Ehren und nahm mit beglückter Genugtuung und schwebendem Gleichgewicht ihren Schlagmannssitz ein. Und wenn auch die Träume von einem Glück zu Zweien unter schützendem Zeltdach in reif duftender Sommernacht ausgeträumt schienen, ein Vergnügen war es doch, dem kein anderes gleichkam, in dieser Land und Stadt durchglühenden Hitze in hurtiger, luftdurchwehter Fahrt dahinzuflitzen, eins sich zu fühlen mit Boot und Wasser und dem da hinten, der mit halbbekleidetem, aufrecht gestrafftem Körper und muskulösem Arm die Paddel im frohbeschwingten Pendelschlag über die kühlenden Wasser spielen ließ.

Sie machten jetzt andere Fahrten, wählten andere Wege.

Eines Tages aber geschah es doch, daß, sicher unerwartet und unerwünscht, die Matzkauer Schleusentrümmer wieder vor ihnen auftauchten.

Kaum war der von der schnellen Strömung auf Flügeln getragene Puck ihrer ansichtig geworden, da bäumte er sich leicht empor und machte einen Freudensprung auf die geliebte Anlegestätte zu, der er einmal seine Freiheit verdankte.

In demselben Augenblick aber spürte er einen so wenig sanften Pendeldruck, daß ihm die Lust zu weiterer Eigenmächtigkeit verging, er auf das heftigste erschrak und aus dem Gleichgewicht kam, so daß die beiden nur auf ein Haar vor einer Erneuerung ihres unfreiwilligen Bades bewahrt wurden, die an dieser Stelle gewiß noch verhängnisvoller geworden wäre, weil sich kein gastliches Haus ihnen geöffnet hätte.

Am nächsten Morgen stellte Timm den aufsässigen Puck in der Klubhalle des Zoppoter Südbades unter. Und von

nun an unternahm man nur noch Fahrten auf das weite Meer hinaus, die wieder neue Reize und neue Anregung boten.

Aber wenn nun auch die alte Schleuse ausgeschaltet und Pucks Willkürlichkeiten ein strammer Zügel angelegt war, die Gedanken gingen ihre eigene Bahn und ließen sich nicht wie Puck und Schleuse ausschalten oder zügeln.

Eines Nachmittags — der von Wetterwarte und Rundfunk mit unermüdlicher Beharrlichkeit vorausgesagte Witterungsumschlag war endlich in Wirklichkeit eingetreten — lag Timm auf dem Sofa seines behaglichen Junggesellenzimmers im Haus am bergigen Waldknie. Und da ein Sportsmann bei schlechtem Wetter auf gar keine oder wenig ersprießliche Gedanken kommt, so wußte auch er nichts anderes zu tun, als eine Zigarette nach der anderen zu rauchen und die Asche mit unermüdlicher Regelmäßigkeit an dem netten chinesischen Behälter vorbei, auf den alten Perserteppich vor seiner Ruhestätte gleiten zu lassen, der bereits ein ganzes Teil solcher seine Schönheit und seinen antiken Wert nur vermehrender Brandwunden aufzuweisen hatte.

Mochte er nun nichts Besseres zu tun haben — die Stelldicheins mit Locki hatten auch bereits an Reiz eingebüßt und fanden nur noch gelegentlich statt — oder mochte es ein anderer aus verborgenen Tiefen steigender Antrieb sein, mit einem Mal fiel es ihm auf sein von derartigen Skrupeln wenig bedrücktes Gewissen, daß es eigentlich sehr wenig freundlich von ihm gewesen sei, daß er sich um den alten Philipp Brackmann so wenig gekümmert, sich auch nicht ein einziges Mal nach seinem Befinden erkundigt hatte.

So rief er das Städtische Krankenhaus an, bat seinen alten Schulfreund Dr. Penner, der Assistenzarzt auf der Inneren Abteilung war, an den Apparat und hörte von diesem, daß Herr Brackmann sich immer noch im Hause befände, daß die gut einsetzende Besserung sicher stärkere Fortschritte gezeigt hätte, wenn der Patient sich nicht fortwährend Sorge um seine Zukunft machte, und daß diese seelische Depression der Behandlung am meisten zu schaffen gäbe.

Auch von der Tochter sprach er, die den Vater Tag für Tag besuchte und seine beste Helferin geworden sei, rühmte ihre Tapferkeit, ihr stets heiteres Wesen, das sie dem Kranken gegenüber an den Tag legte, und redete sich in einen solchen Eifer der Anerkennung hinein, daß Timm eine Regung in sich aufsteigen fühlt, für die er bisher von der Warte des sicheren Besitzes aus nur ein überlegenes Lächeln gehabt hatte.

Alle vor kurzem noch so fest gefaßten Vorsätze über den Haufen werfend, regt sich das Verlangen, Anna Katharina wiederzusehen.

*

„Von der Sentland hörte ich eben, daß du dem Kuhr gekündigt hast", sagt Timm zum Vater, als sie sich am nächsten Morgen im Privatkontor gegenübersitzen.

„Ich übernahm ihn auf die dringende Bitte eines Hamburger Geschäftsfreundes. Aber er genügt den Ansprüchen nicht, die ich an den Exportleiter stellen muß."

„Dann wird seine Stelle frei."

„Ich bin eben dabei, die jetzt schon zahlreich eingegangenen Bewerbungen und Zeugnisse zu prüfen."

„Philipp Brackmann käme für den Posten nicht in Frage?"

„Ich würde mit ihm noch schlechter fahren. Er wäre der Stelle in keiner Beziehung gewachsen."

„Und ihn für eine andere in Aussicht zu nehmen, daran denkst du nicht?"

„In meinem Geschäft nicht."

„So müßte es ein anderes sein. Siebert und Sattler suchen einen zuverlässigen Betriebsleiter für ihre Sägewerke."

„Ob das das richtige für Brackmann sein wird."

„Es ist sein ursprüngliches Fach. Er lernte bei Perker in Königsberg und bekleidete später seine dortige Stelle acht Jahre."

„Er ist ein kranker Mann."

„Seine Krankheit besteht in seiner Sorge um seine Zukunft."

Friedrich Vandekamp, der die Bewerbungsgesuche beiseite gelegt hat und jetzt einige Schreiben unterzeichnet, wirft über sie hinweg einen Blick zu seinem Sohn hinüber.

„Woher weißt du das?"

„Der Arzt hat es mir gesagt. Würdest du mit Siebert sprechen?"

„Sehr ungern. Ich empfehle grundsätzlich nicht, wo ich es nicht aus Überzeugung tun kann."

„So werde ich zu Siebert gehen."

„Ich würde dir abraten."

„Und weshalb?"

„Weil es immer ein eigen Ding ist, den Beglücker eines Menschen spielen zu wollen, der vielleicht gar nicht beglückt sein will."

Timm schüttelt den Kopf. Das ist ganz die Art des Vaters. Er erfüllt seine Obliegenheiten bis zum letzten, sorgt für die Seinen, wie er nur kann. Was darüber hinausgeht, kümmert ihn nichts.

Er wird es anders machen.

*

Timm sitzt an Philipp Brackmanns Krankenbett.

Frostig ist der Empfang gewesen. Mühsam und gezwungen schleppt sich die Unterhaltung von Satz zu Satz, von Wort zu Wort.

Der Kranke weiß nicht, was er zu dem so lange hinausgeschobenen und ihm jetzt beinahe wie ein Überfall erscheinenden Besuch sagen, und Timm nicht, wie er diesen erklären und sein Versäumnis rechtfertigen soll.

Dabei hat er einen Erklärungsgrund, einen triftigen sogar und hat sich gefreut, sein Übermittler zu sein.

Aber jetzt . . . er kann nicht mit ihm herauskommen. Das Wort erfriert ihm auf den Lippen, und seine Zunge ist wie zugesiegelt.

Auch der Kranke ihm gegenüber hüllt sich in unnahbares Schweigen. Timms Anblick rührt allerlei in ihm auf, an das er nicht gern erinnert wird. Er hat es ihm nicht vergessen, daß er ihn damals so bitter enttäuscht hat.

Philipp Brackmann ist eben ein Idealist. Den „Idealisten des Kontors" hat ihn einmal einer genannt. Er spintisiert allerlei in den Menschen hinein, ist deshalb der Härte der Dinge nicht gewachsen und leidet schwer, wenn er enttäuscht wird.

„Sie müssen sich jetzt ein bißchen beeilen, gesund zu werden", rafft Timm sich endlich auf und will den Worten einen scherzhaft klingenden Ton geben, der aber mehr seiner Verlegenheit entspricht, „damit Sie wieder ihrer Arbeit nachgehen können."

„Arbeit! Wer gibt mir Arbeit? Ich bin ein toter Mann, ob ich gesund werde oder nicht."

„Ich bringe sie Ihnen."

Ein aufflackernder, sofort aber wieder mutlos in sich verlöschender Blick.

„Bei Siebert und Sattler wird zum ersten August die Stelle eines Betriebsleiters frei. Herr Siebert hat mir gestern auf der Börse die Zusicherung gegeben, sie Ihnen übertragen zu wollen. Sie haben also Zeit, sich gehörig auszukurieren."

Ein bitteres Lächeln antwortet ihm.

„Ich danke Ihnen, Herr Vandekamp, für Ihre Bemühungen. Aber dieser Posten ist nichts für mich."

„Ist er Ihnen zu schwer?" fragt Timm sichtbar enttäuscht. „Mein Vater fürchtete es gleich."

„Er ist mir nicht zu schwer. Aber das sollten Sie doch am besten wissen, sollten verstehen, daß ein Mann, der einem Unternehmen vorgestanden, das einmal zu den angesehensten der Stadt gehörte und es mit dem Ihren aufnehmen konnte, daß der nicht in einem fremden Hause, mit dem er in geschäftlicher Verbindung gestanden, Betriebsleiter werden kann."

Jetzt begreift Timm, was ihm der Vater mit seiner kurz hingeworfenen Andeutung hat sagen wollen. Er hat sich die größte Mühe gegeben. Aber mit dem Stolz und der feinnervigen Empfindsamkeit des alten Danziger Kaufmanns hat er nicht gerechnet. Vielleicht ist er zu jung, steht diesen Dingen auch zu fern. Jedenfalls kommt er zu der Erkenntnis, daß er in seinem schnellen, unbekümmerten Handeln wieder einmal keine glückliche Hand gehabt hat.

„Jawohl, ich verstehe Sie, Herr Brackmann. Ich werde etwas anderes für Sie finden . . . etwas Besseres . . . ja, ganz bestimmt, das werde ich, Herr Brackmann."

(Fortsetzung folgt.)

Im chinesischen Theater!

Von Bernd Ruland.

Chinesische Buntheit, Fahnen und Fähnchen und vielfarbige Lampions, klappernde Musik, die von innen ertönt, glitzernde Bänder, die sich über mir von Pfosten zu Pfosten schwingen und eine Schar munterer Menschen, die sich zur Kasse drängt, empfangen mich vor einem kleinen chinesischen Theater in Schanghai.

Hätte ich jetzt Worte, um dem alten Chinesen an der Kasse mein Begehr klar zu machen! Ob ich ihm sage, daß mir sein langer schlohweißer Bart gefällt oder daß ich ihm — — nichts wird er verstehen!

Ich lege einen „Mex"-Dollar auf das abgegriffene Brettchen des käfigähnlichen Kassenraumes und zeige dem Chinesen meinen Daumen, womit ich ihm zu verstehen geben will, daß ich einen ersten Platz wünsche.

— — ?? — — ?? — —

Na, los, guter Alter, einen feinen Platz für dein feines Theater!

Er schlitzt mich unverständlich durch seine Augen an, murmelt ein paar chinesische Brocken und nimmt meinen Dollarschein. Geld zeigen, bricht allen Bann und ist die sicherste internationale Sprache.

Er gibt mir ein paar Nickelmünzen wieder.

Und die Karte?

Ach so, Karten gibt es keine. Dann wird es wohl auch nur den Einheitsplatz geben. Um so besser!

*

Durch einen langen und dunklen Gang, der nur durch zwei Lampen dämmrig erhellt ist, komme ich an eine Bretterwand, in der ein freier Spalt den Eingang zum Theater bildet. Lärmende, klappernde und eine allzulaute Musik fällt mich an. Hier wird's richtig! Das Theater ist schon dicht besetzt, kein Sitzplatz ist mehr frei. Hier wird man so recht bewußt, daß sich in China das ganze Volk für die Kunst auf den Brettern interessiert. Der kleine Kaufmann, der Handwerker und der Kuli, der auf der Reisplantage arbeitet und nichts anderes zum Leben hat als diesen Reis, die alte Chinesin so gut wie die junge — sie gehen ins Theater. Im Reiche der Mitte gehört das Theater dem Volk! Sogar der größte chinesische Schauspieler, der weltberühmte Mailangfang, spielt nicht für die chinesische Intelligenz, sondern Pekings Volk jubelt ihm zu.

In den Gängen, rechts und links, die zur Bühne führen, steht schon eine Menge Kopf an Kopf, die lacht und scherzt, Apfelsinen schält, gestikuliert und gespannt auf den Anfang des neuen Stücks wartet. Eben muß eines beendet worden sein. Es ist schon zehn Uhr, chinesische Theater spielen bis spät in die Nacht hinein und beginnen in den letzten Nachmittagstunden, sie spielen Stück hinter Stück — das Volk hat etwas für sein Geld! Und weil die Vorstellungen so lange dauern, wird im Theater gegessen: In der Saalmitte sitzt man familienweise und trinkt Tee, ißt Kakes und Reis, und man fühlt sich wie zu Hause.

Der Saal ist denkbar einfach. Seine glatten Wände zeigen keinerlei Verzierungen. Ihr trüber Anstrich bröckelt da und dort schon ab. Was tut schon der Saal, wenn Prachtvolles auf der Bühne zu sehen ist!

*

Die Musik, die für Minuten schwieg, legt wieder los, und sie spielt wie eine frohe Schar von Kindern, die mit Kochtopfdeckeln, Holzrasseln, Kirmestrompeten und Haselnußsträuchpfeifen Fritzchens Geburtstag feiern. Die Musik begleitet denn auch das ganze Spiel, von dem ich natürlich nicht eine Silbe verstehe. Bei dem ich aber auch sonst manches nicht verstehe. Den unglaublichen Kontrast der kahlen, nur stilisierten Bühne und der märchenhaft schönen Pracht der glitzernden, seidenen Kostüme der Schauspieler zum Beispiel. Und von unseren Bühnen her bin ich peinlichste Ordnung gewöhnt: Auf Chinas Volksbühnen aber spielt der Theaterdiener eine ebenso große Rolle wie die Spieler selbst. Während der Schaustellung rückt er ihnen die Stühle zurecht, er zupft und streicht dauernd an ihren Kostümen, damit sie stets gut sitzen, und sorgt überall für glatte Abwickelungen. Das „Hinter-den-Kulissen-Spiel" ist hier ganz auf die Bühne verlegt, deren Hintergrund keine Kulissen, sondern Zuschauer bilden.

Die Chinesen sind glänzende Schauspieler. Sie zeigen Mimik und ein körperliches Ausdrucksvermögen, wie ich es nie zuvor sah. Von den Füßen bis zu den Zehenspitzen wird alles in Bewegung gesetzt.

Und erst einmal die Schauspielerinnen! Diese Stimme! Diese graziöse Haltung! Dieses — — — dieses — — — schon bin ich hereingefallen! Denn China kennt keine Schauspielerinnen, es kennt nur Schauspieler, und diese sind so groß und vollendet, daß sie eine Frauenrolle in höchster Natürlichkeit zu geben vermögen. Auch der schon erwähnte Mailanfang spielt nur Frauenrollen.

Das verdient Beifallsklatschen! Und wie gerade wieder die Musik aufbellt und dabei eine Schöne in die Arme des Geliebten sinkt, klatsche ich. Meine Handflächen haben sich noch nicht zum dritten Mal aufeinanderschlagend berührt, als mich alles in meiner Umgebung empört und entsetzt und vorwurfsvoll ansieht.

Was ist denn nur geschehen?

Ich Unverschämter, der ich bin! Ich Schänder der bösen Dämonen! Was fällt mir überhaupt ein, hier zu klatschen!

Ich habe mit meinem Klatschen die Schauspieler zutiefst beleidigt. Klatschen ist im chinesischen Theater das schlimmste Verbrechen; denn damit tut man kund, daß man die bösen Dämonen und Geister aus dem Saal verscheuchen will. Und diese Dämonen brauchen die Schauspieler, um gut spielen zu können.

Kein Mensch wird mir etwas sagen, wenn ich faule Apfelsinen durch den Saal werfe oder versuche, bis an die Decke zu spucken — aber klatschen: Nein, nein, das ist zu viel!

Ich mache ein paar entschuldigende Verbeugungen und sehe jetzt ganz hingerissen auf die Bühne. . . .

*

Etwa zwei Stunden bleibe ich — der einzige Europäer im Saal. Wollte ich bis zum Ende der Vorstellung hier bleiben, dann käme ich wohl vor zwei oder drei Uhr nicht ins Bett. Zudem interessiert es mich gar nicht, ob „er" „sie" wirklich bekommt; auch die Zahl der Toten, die dieser Herzenskampf noch fordert, rührt mich nicht. . . . Grausamer „weißer Teufel", der ich bin!

Wieder muß ich durch den langen dunklen Gang.

Ein Bettler steht an seinem Ende und flennt mich an. Geh ins Theater, Armer! Vergiß deine Sorgen! Auch dir gehört die Bühne!

Die Buntheit des nächtlichen China nimmt mich wieder auf.

Der Schiffbruch.

Von **Christoph Walter Drey.**

Kurz vor der Einfahrt in den Hafen war das Schiff gestrandet, der stolze Segler war auseinandergeborsten, daß die reiche Ladung versank.

Auch viele von der Besatzung gingen zugrunde, sie hatten sich tapfer gegen das Verhängnis gewehrt, aber der Sturm, der den Dreimaster auf die Sandbank warf, war stärker als sie.

Die Überlebenden retteten sich mühsam an Land. Erst hatte das Unglück sie stumm gemacht, jetzt, da ihnen bewußt wurde, wieviel sie verloren hatten, ergingen sie sich in Klage und klagten sich auch gegenseitig an. Der Steuermann sollte ein falsches Kommando gegeben, der Rudergast ein Kommando nicht ausgeführt haben und ein Teil der Mannschaft sollte Schuld daran sein, daß man das Schiff nicht wieder flott gemacht hatte.

Kapitän Michels sagte nichts. Seine Seele war voll Trauer über den Untergang seines Schiffes. Nur einmal, als die Streitenden gar zu heftig aneinander gerieten, machte er eine beschwichtigende Bewegung.

„Haltet doch Frieden!" bat er. „Denkt daran, was nun werden soll!"

„Ja, was sollte nun werden? Michels konnte selbst keine Antwort geben. Das Schiff war sein ganzer Besitz, war sein Glück gewesen, es hatte manchem Sturm getrotzt, auf seinen Fahrten die schnellsten Segler überholt — er hätte nie geglaubt, daß es eines Tages von den Wellen verschlungen werden könnte.

Und er blieb ein schweigsamer, tatenloser Mann, auch als schon geraume Zeit seit dem Schiffbruch vergangen war.

Seine Frau versuchte ihn durch Zuspruch aufzurichten. Er möge sich nicht selber verlieren; sei er auch arm geworden, so habe er doch noch die Kraft zu neuer Arbeit und der Arbeit würde wieder ihr Lohn werden. Er müsse nur den Willen haben.

Aber den Willen fand er nicht.

Von seinen Leuten sprach bald der eine, bald der andere bei ihm vor. Jeder hatte dieselbe Hoffnung und suchte mit unbeholfenen, tastenden Worten zu ergründen, wie Michels dachte, was er plane.

Sie gingen enttäuscht von ihm. Auch Ameling, der gewandte Steuermann, und Marklev, der bärenhafte Schiffszimmermann. Sie hatten Michels in seinen Worten kaum wiedererkannt. Aber Ameling kam wieder.

Graue, trübe Wochen zogen ins Land, die Sonne blieb unsichtbar, es wurde kalt.

Michels verließ sein Zimmer nicht mehr: er war einsam und wollte es sein.

„Die Menschen schmähen mich noch, weil mich das Schicksal so hart geschlagen hat", sagte er grollend. „Niemand bedauert mich. Sie sollen es auch nicht, aber ich werde sie meiden."

„Nein, zeige ihnen, daß du noch lebst!" riet die Frau. „Nimm den Kampf mit dem Schicksal und mit den Menschen auf! Nur wer kämpft, kann siegen!"

„Oder auch unterliegen, und ich bin's, und für immer!"

Der Steuermann erzählte bei seinen Besuchen von den Fahrten nach fernen Ländern. Wie schön es war, wenn man unter vollen Segeln das weite Meer durchkreuzte, in fremden Häfen Anker warf, die Ladung löschte, den leer gewordenen Laderaum für die Heimreise mit anderen Gütern füllte.

Und er freute sich, wenn Michels beifällig nickte, sein Blick wie sehnsüchtig wurde. Aber es währte nie lange — der Glanz seiner Augen verblich, ein Seufzer blieb.

„Vorbei, vorbei, Ameling! Und was war, kehrt nicht wieder!"

Doch Ameling war nicht dieser Ansicht.

„Wir müssen nur einig sein! Einer kann kein seetüchtiges Schiff bauen und führen. Viele Hände müssen zusammenarbeiten. So ging's früher, warum nicht wieder so?" —

Die blonde Frau kam und legte ihrem Mann die Hand auf die Schulter.

„Was Gott uns auferlegt, wird er auch von uns nehmen. Wir wollen ihm und uns vertrauen," sagte sie leise.

„Gott hat uns verlassen", sagte Michels, „und wird sich nicht wieder zu uns wenden." —

Schon häufig hatte man den Schall dumpfer Schläge vernommen; er schien vom Wasser her zu kommen und durchdrang die Stille.

„Bricht das Eis auf dem Strom?" fragte Michels den Steuermann, der gerade bei ihm weilte.

„Es ist kein Eis auf dem Strom!" antwortete Ameling.

„Aber woher dieser Schall?"

„Wollen wir nach der Ursache forschen —?"

Michels erhob Einwendungen, aber es gelang Ameling, ihn zu überreden. Man würde menschenleere Wege gehen, auch sei ja schon die Dämmerung nahe. Und zum ersten Male entschloß Michels sich zu einem Ausgange. Die junge Frau ging mit ihnen.

Ein scharfer Nordost sprang ihnen draußen entgegen, rauher, salziger Seewind. Landeinwärts lag die große Hafenstadt, aus dem Dunst streckten sich Türme und Fabrikschlote.

Eine kurze Wanderung und man hatte den Strom vor sich, der in breiter Mächtigkeit dem Meere zufloß. Unzählige Schiffe und unermeßliche Reichtümer hatte er schon auf seinem Rücken getragen, nun trug auch er an der Last des Verhängnisses, das ein unerforschliches Schicksal Michels aufgezwungen hatte.

Aber dicht am Ufer war Leben. Da lag eine Schiffswerft und von dorther kamen die Schläge, von Äxten und Hämmern.

Michels erkannte seine Leute, sah, wie der Schiffszimmermann eine blitzende Axt schwang und sah vor sich einen Schiffsrumpf.

„Was soll das Ameling!" fragte er verwundert.

„Wir haben Holz und Eisen. Soll Holz faulen, das Eisen rosten?" fragte Ameling zurück. „Das Alte ist dahin, hier wird Neues. Wir bauen ein neues Schiff, zu neuer Fahrt!"

Und Hämmer und Äxte gaben den lärmenden und doch klangreichen Rhythmus der Arbeit und er drang Michels ins Blut. Das löste sich aus der Starrheit und weckte den Willen wie einst.

Er nahm dem Zimmermann die Axt, sie wog ihm federleicht in der Hand, und schlug sie in einen Balken, daß er splitterte.

„Ich schaffe mit euch Tag für Tag im neuen Jahr, bis wir das Werk fertig haben", gelobte er. „Das neue Schiff — —"

„Zu neuer Fahrt!" sprach die blonde Frau, und ihr Blick ging vom Strom hinauf zum Himmel, wo ein Stern ein Licht entzündete.



Bunte Chronik



Rekord im Eheschließen.

Im amerikanischen Staate Louisiana ist jetzt ein Gesetz ergangen, das jedem Bürger und jeder Bürgerin des Landes nur zehn Eheschließungen gestattet. Natürlich nicht gleichzeitig, sondern hintereinander. Diese Zahl hält man für ausreichend, und wer sie erreicht hat, der erhält nicht die Genehmigung, sich ein elftes Mal zu verheiraten.

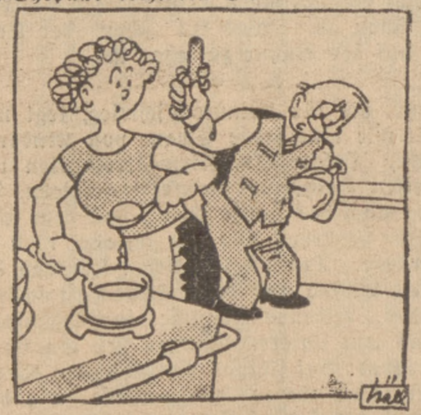
Man möchte in der Tat annehmen, daß für gewöhnliche Sterbliche selbst unter Berücksichtigung des amerikanischen Scheidungsfiebers zehn Eheschließungen genügen. Aber es gibt auch Ausnahmen. Der belgische Schauspieler Jean Pierard, der in Hollywood lebt und dort allerdings von der Scheidungsmanie stark angesteckt worden sein mag, hat kürzlich zum 24. Male vor dem Friedensrichter sein „Ja" ausgesprochen. Er hat vorher sechs Belgierinnen, fünf Russinnen, zwei Deutsche, zehn Engländerinnen geheiratet und damit sozusagen eine empfindsame Reise durch Europa unternommen, die er nun dadurch vorläufig beschloß, daß er drüben eine Amerikanerin heiratete. Von seinen bisherigen Frauen hat er 14 Kinder. Welch herrliches Familienbild gäbe das, wenn ein Maler den Papa mit seinen 14 Sprößlingen und den dazugehörigen Müttern auf einem Bilde vereinigen würde. Aber vielleicht wäre es schwierig, die erforderliche „Sitzung" in der nötigen friedlichen Atmosphäre zustande zu bringen.



Lustige Ecke



Das Sport-Ehepaar kocht ein Ei.



„Wenn ich den Startschuß loslasse, legst du das Ei ins Wasser!"

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z. o. p., beide in Bromberg.